

Amerikanische Soldaten im Innern des Doms. Der Schutt der eingestürzten Gewölbe bedeckt den Boden. Viele Kunstwerke waren rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. In der Turmhalle des Nordturms war dafür ein Bunker gebaut worden – das „Grabmal für Tünnies und Schäl“, wie es im kölschen Volksmund hieß.



Am 2. März fand der letzte der insgesamt 262 Luftangriffe auf Köln statt. Noch gende Last über der geschundenen Stadt ab. Hunderte Menschen verloren dabei ihr telbar vor dem Angriff die Menschen gewarnt. Für viele zu spät.

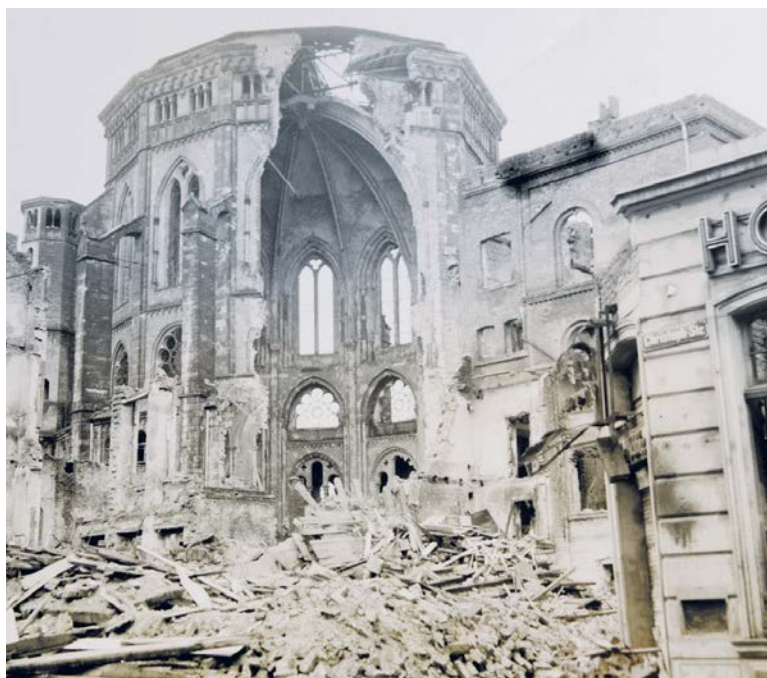
Als die Amerikaner am 6. März 1945 das linksrheinische Köln erobern und am späten Nachmittag dieses Tages den Dom erreichen, erstrecken sich die beiden Domtürme scheinbar unbeschädigt aus der sie umgebenden Trümmerwüste gen Himmel. „Das Wunder von Köln“ titelten in den nächsten Tagen amerikanische Zeitungen. Doch auch der Dom musste Tribut für den Größenwahn des Deutschen Reiches zahlen. In dem von Hitler angezettelten verbrecherischen Krieg wurde die Kathedrale von mehreren Bomben getroffen. Und es waren deutsche Soldaten, die das Wahrzeichen Kölns nach der Eroberung der Stadt vom anderen Rheinufer aus unter Beschuss nahmen und so weitere schwere Schäden an dem Gotteshaus anrichteten.



Als die amerikanischen Truppen von Westen kommend (unser Bild entstand auf der Venloer Straße unweit des Friesenplatzes) in die Innenstadt vordringen, stoßen sie nur auf geringen Widerstand.



einmal luden 858 britische Bomber ihre todbringenden Bomben ab. Es heißt, die Sirenen hätten erst unmittelbar vor dem Bombenregen geblasen.  
(Archivfotos: Boecker)



Dieses Foto von St. Gereon hat ein amerikanischer Kriegsreporter, der die vorrückenden Truppen begleitete, am 6. März 1945 aufgenommen. Die romanische Kirche an der Christophstraße ist – wie viele andere in der Stadt – schwer in Mitleidenschaft gezogen.

→ Mehr Fotos im Internet unter [www.facebook.com/kizkoeln](http://www.facebook.com/kizkoeln)

# Das Wunder von Köln?



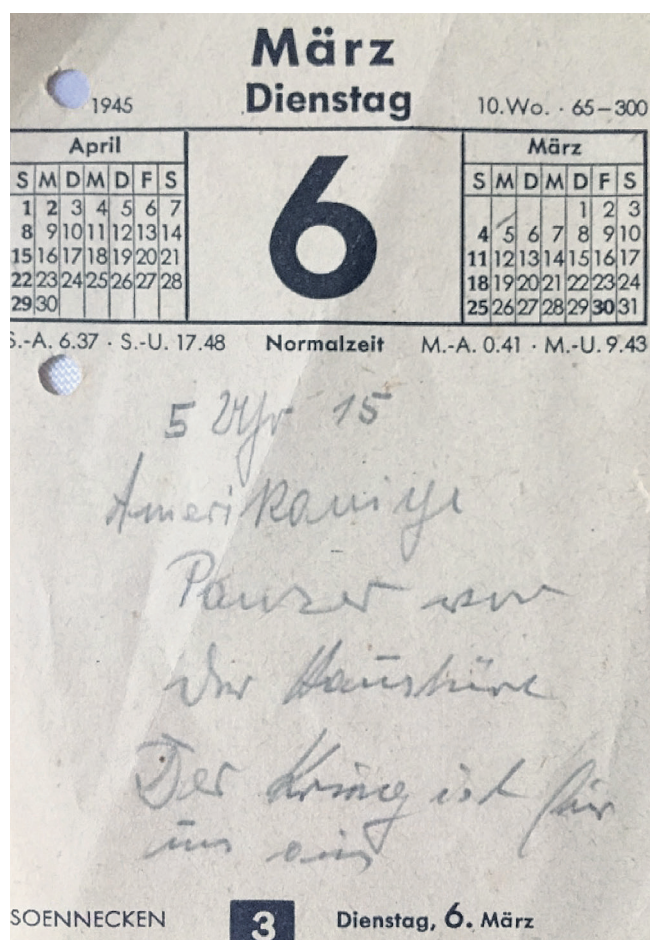
Scheinbar unversehrt sieht der Dom aus der Distanz aus. Angesichts der unermesslichen Zerstörung der Stadt ist es in der Tat ein Wunder, dass die Kathedrale die fürchterlichen Bombenangriffe zwar „verletzt“, aber immerhin aufrecht stehend überstanden hat.

## IHRE ERINNERUNGEN

75 Jahre sind seit der Befreiung Kölns vergangen. Im übrigen Deutschland sollte der Krieg noch zwei Monate länger dauern und vielen Menschen den Tod bringen. Sicherlich gibt es unter den Leserinnen und Lesern der Kirchenzeitung Zeugen der damaligen Ereignisse – ob in Köln oder anderswo – oder Angehörige, mit denen Eltern oder Großeltern ihre Erinnerungen an das Kriegsende geteilt haben. Wir laden Sie ein, uns zu schreiben und uns sowie die Leserinnen und Leser daran teilhaben zu lassen. Schreiben Sie an die Kirchenzeitung Köln, Ursulaplatz 1, 50668 Köln oder per E-Mail an [redaktion@kirchenzeitung-koeln.de](mailto:redaktion@kirchenzeitung-koeln.de). Wir sind sehr auf Ihre Zuschriften gespannt. RB

# Ihre Erinnerungen an das Kriegsende

In Ausgabe 10 der Kirchenzeitung hatten wir Sie gebeten, uns Ihre Erinnerungen an das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren zu schicken. Eine Auswahl der Zuschriften veröffentlichen wir hier.



Diese Kalendernotiz hat Willi Knipp bis zu seinem Tod 1992 aufbewahrt. (Foto: Privat)

## „Op heim anschwenke“

Als ich in Ihrer Ausgabe vom 6. März die Bilder vom zerstörten Köln sah, war ich tief berührt und musste daran denken, was ich in dieser Zeit erlebt habe. Im September 1944 wurden wir, meine beiden Geschwister und meine Mutter, mit dem Zug nach Bayern evakuiert. Vom Bahnhof aus sahen wir, dass es um Köln herum an fünf Stellen brannte.

Mein Vater war orthopädischer Schuhmachermeister und musste für die verletzten Soldaten orthopädische Schuhe anfertigen. Deshalb war er vom Wehrdienst befreit. Am 26. Dezember 1944 wurden wir total ausgebombt. In unserem Haus gab es fünf Tote – Gott sei Dank war mein Vater über Weihnachten bei uns in Bayern. So verging die Zeit, der Krieg ging zu Ende. Im Mai 1945 war meine Mutter nicht mehr zu halten, sie wollte nach Hause, unser Zuhause war Brühl.

Wir fuhren mit einem Traktor von Rögling (Schwaben) nach Donauwörth, dort stiegen wir in einen Zug ein. Keiner wusste genau, wohin er fuhr, aber er ging in Richtung Köln. Wir saßen auf offenen Waggons, die mit Holz beladen waren. Für uns Kinder hatten sie Löcher gemacht, aber die Erwachsenen saßen oben auf dem Holz. Wenn ein Tunnel kam, mussten sie sich flach hinlegen,

sonst wären sie angestoßen, und so ging es weiter in Richtung Köln auf den Rhein zu.

Wir waren der erste Zug, der in Mainz über eine Behelfsbrücke fuhr. Es war unheimlich. Bis plötzlich jemand anfang, das Lied zu singen „Wenn ich su an ming Heimat denke un sin d'r Dom su vör mir ston, mööch ich direck op heim an schwenke, ich mööch zo Foß noh Kölle gon.“ Und der ganze Zug stimmte in das Lied ein. Das war für mich ein unbeschreibliches Erlebnis, das mich mein ganzes Leben begleitet hat. Ich war damals elf Jahre alt.

ANNELIESE KRIEGER, Wesseling

## Kalenderblatt aufbewahrt

Ich selbst habe das Kriegsende als Angehöriger der Nachkriegsgeneration zwar nicht persönlich erlebt, aber mein verstorbener Vater, Willi Knipp, hat diese Kalendernotiz (siehe oben, Anmerkung der Redaktion) hinterlassen, die er bis zu seinem Tod 1992 aufbewahrt hat. Er war als Polio-geschädigter nicht wehrdiensttauglich und hat den gesamten Krieg in Köln als Versicherungsangestellter gelebt.

WOLFGANG KNIPP, Bergisch Gladbach

## Soldaten in der Küche

Ich, Margret Theunissen, bin im Mai 1935 geboren. Meine Eltern haben versucht, uns vier Kinder, ich bin davon die Jüngste, vor den schlimmen Wirren der Kriegsjahre zu bewahren, um mich mit meinen damals knapp zehn Jahren nicht noch ängstlicher zu machen. Wir mussten die letzten Monate vor Kriegsende weiter zur Schule gehen. Unsere Klasse musste, wenn wir die Warnung der Sirenen hörten, in den Brikettkeller der Schule klettern. Ertönten die Sirenen auf den Nachausewegen, sollten wir uns in den Straßengraben legen, bis es wieder ruhiger wurde.

Unser Schulweg von zu Hause bis zur Schule dauerte eine Dreiviertelstunde. Mein Elternhaus, in dem ich heute noch wohne, war zu der Zeit ein Gehöft von fünf Häusern und liegt auf einer leichten Anhöhe zwischen den Kirchdörfern Wipperfeld und Thier. Wir hatten und haben heute noch einen Bauernhof. Dann kam der Monat März 1945. Plötzlich kamen Mitte März mehrere Mitglieder der deutschen Wehrmacht auf unseren Hof, gingen ohne Erlaubnis durchs Haus und alle Hofgebäude mit dem Ergebnis, „dass die Feldküche für mehrere Soldateneinheiten in unseren Hofgebäuden Platz hätte“. Schon am Nachmittag des glei-

chen Tages wurden die Feldküche und die Backstube gebracht und aufgebaut. Somit war unser Hof noch gefährdeter, er lag und liegt nämlich keine gut hundert Meter Luftlinie von der damaligen Hauptstraße, Verbindung Köln – Bergisch Gladbach – Kürten – Wipperfürth, entfernt.

Die Straße liegt etwas im Tal, die Kürtener Sülz schlängelt sich teils daneben. Wir hörten die letzten Monate den ganzen Verkehr der Soldaten. Wir waren in unserer Familie sieben Personen: Mein Opa lebte bei uns, und wir hatten wenig Platz. Trotzdem wurde ein Zimmer für einen Feldwebel für uns gesperrt. In der Zeit von 22 Uhr abends bis 6 Uhr morgens durfte die Küche von uns nicht betreten werden, weil dann zehn Soldaten zum Schlafen mit ihren Schlafsäcken da waren. Viele schliefen in unserer Scheune. Ein Soldat war so krank, dass Platz im Haus geschaffen werden musste, und er ist in unserem Haus gestorben. Nach drei Wochen kam plötzlich der Befehl „Abziehen“, und sehr schnell waren Geräte und Soldaten verschwunden.

Diese Zeit war für mich gesundheitlich eine Katastrophe. So wie Flugzeuge kamen, bekam ich Leibschmerzen und Erbrechen. Unser Haus und die Gebäude wurden nie von einer Bombe getroffen, aber rund um unseren Hof waren mehrere Bombentrichter. Ein Kleinflugzeug wurde abgeschossen und kam auf unserem Grundstück herunter. Die Pflichtverdunklungsrahmen sind des Öfteren, wenn unser Haus vibrierte, aus den Fenstern geflogen.

Am letzten Tag, es soll wohl Anfang Mai gewesen sein, Papa und Mama waren um 6 Uhr früh schon im Stall, polterte es an der Tür, und sechs Soldaten standen davor, um unser Gehöft vor den Amerikanern zu verteidigen – das wäre ein Befehl von oben. Papa muss wohl auf die Männer eingere-

det haben, um sie zur Vernunft zu bringen. Mama bot ihnen etwas zu essen an. Mein Papa wusste, dass in der Nacht schon, fünf Minuten von uns entfernt, auf einer großen Wiese viele deutsche Soldaten an der Straße zusammengebracht worden waren. Sie sind dann wohl von uns mit erhobenen Händen dahin abgezogen. So ist uns und den Soldaten viel beziehungsweise das Schlimmste erspart geblieben.

Mein Papa hat dann ein weißes Betttuch aus dem Speicherfenster an einen Stab gehängt. Ich weiß nicht mehr, wie der Tag gendet hat. Ich lag nur noch in der Küche auf unserer Holzbank, ein Eimer vor mir, und immer wieder kam Mama dazu. Als ein paar Stunden später die Amerikaner ins Haus stürmten, mussten wir alle in den Keller. Wir hatten einen größeren Gewölbekeller unterm Haus. Meine Mama aber blieb bei mir. Das Letzte, was ich von dem Tag noch weiß: Ein Soldat, der reinkam und mich da liegen sah, schenkte mir eine Tafel Schokolade und gab den Befehl, das Haus zu verlassen. Wie lange bin ich noch nach Kriegsende bei jedem Flugzeug-Geräusch gelaufen, um Schutz zu suchen? Die Folgen haben sich noch oft gezeigt.

MARGRET THEUNISSEN, Wipperfürth

## Den Bunker nicht erreicht

Es war der 6. März 1945. Meine Mutter, drei Geschwister und ich – ich bin Jahrgang 1937 –, wir saßen beim Essen gegen 12.45 Uhr am Tisch. Es gab Möhrengemüse. Plötzlich ertönten die Sirenen. Das Radio meldete, englische Flugzeuge seien im Anflug auf Steide, Kreis Lingen-Ems. Wir machten uns auf den Weg zum Bunker.

Dann kam durchs Radio, sie seien bei Wesel abgedreht. Wir wieder nach Hause. Angekommen, neue Meldung: Sie kommen jetzt doch. Wir wieder zum Bunker.

Unser Ziel Bunker haben wir nicht mehr geschafft. Die Flugzeuge waren schneller. Sie warfen ihre schwere Last ab. Der Himmel war schwarz von Bomben und Flugzeugen. Es dauerte circa eine Stunde. Dann war alles vorbei. Danach sind wir nach Bessen zu meinen Großeltern, wo wir auf dem Bauernhof untergekommen sind. Unser Haus war kaputt, aber wir lebten.

THEODOR MOLLEN, Hilden

## Segen aus dem Pfarrhauskeller

Herbst 1944. Draußen auf den Schlachtfeldern würfelte die Weltgeschichte um das Geschick der Völker. Diesen Satz habe ich als Schüler einmal gelesen; ich finde die Formulierung noch heute stark.

Meine vierjährige Schwester und ich (acht Jahre) lebten bei den Großeltern mütterlicherseits im gemeinsamen Haus in Elsdorf. Unsere Mutter war vor zwei Jahren gestorben, der Vater war in Russland, und den jüngsten Bruder (zwei Jahre) hatte die Schwester unseres Vaters in Rheidt trotz ihrer vier Kinder zu sich genommen. Wegen der Fliegerangriffe sorgte Opa abends für die Abdunkelung der Fenster. Außerdem überzeugte er sich, wenn es dunkel geworden war, dass um das frei stehende Haus herum alles der gewohnten Ordnung entsprach. Regelmäßig sagte er danach: „Die hohen Lampen im Bahnhof Wahn brennen“ oder „... brennen nicht“. Diese dienten zur Beleuchtung der Verladerampe für Militärfahrzeuge oder Soldatentransporte. Wenn die Lampen ausgeschaltet waren, konnte man im Allgemeinen davon ausgehen, dass Fliegeralarm bevorstand.

In unserem 1939 erbauten Haus hatte man einen Luftschutzraum eingerichtet. Die Betonmauern und die Decke des Kellers waren verstärkt und zudem besonders abgestützt. Die aus massiven Bohlen gefertigte Kellertür hatte Papa mit Teerpappe und Filz abgedichtet, um bei einem Gasangriff geschützt zu sein. Aus Sicherheitsgründen kamen die Bewohner der vier alten Nachbarhäuser Anfang des Krieges bei Fliegeralarm zu uns in den Keller und nahmen auf den selbst gezimmerten Bohlenbänken oder in den doppelstöckigen Luftschutzbetten Platz. Das war für die Nachbarn aber lästig und entfiel bald.

Oma saß für gewöhnlich in ihrem Liegestuhl. Oft sagte sie verzweifelt: „Ich wöd en Punks Fedder opblose, wenn der Kreech zo Eng wör.“ (Ich würde eine Feder von einem Pfund Gewicht hochblasen, wenn der Krieg



Das weiße Betttuch im Fenster signalisiert den vorrückenden Amerikanern die Kapitulation der in dem Haus lebenden Bewohner. Das Ende des 1000-jährigen Reiches ist nicht mehr weit. Und dennoch müssen noch Tausende sterben. (Fotos: Archiv Boecker)

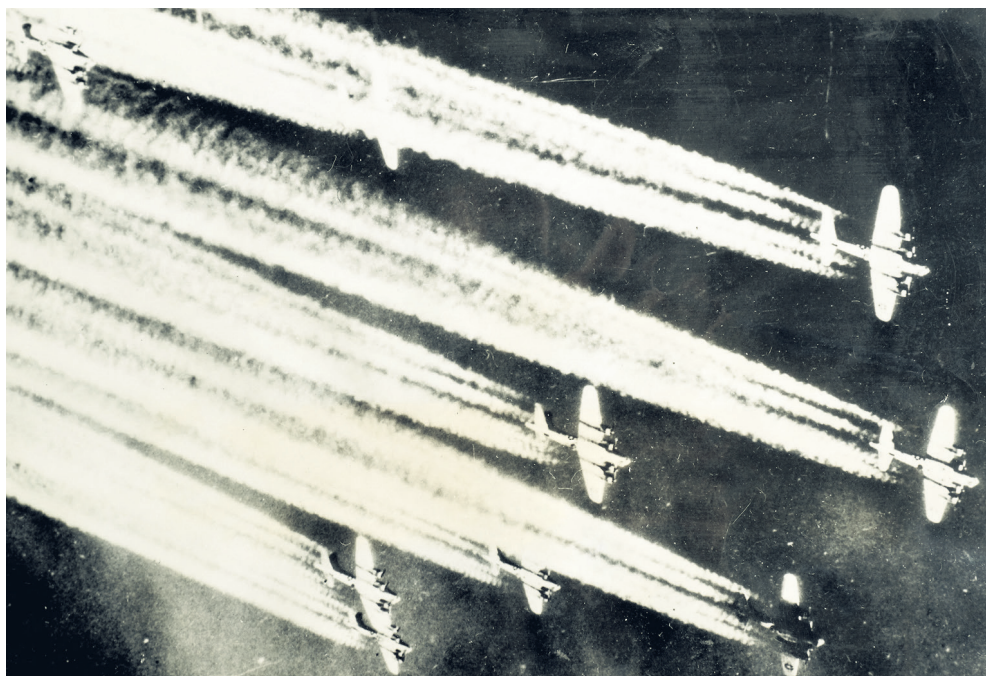
zu Ende wäre.) Niemand hat darauf geantwortet. In meinen kleinen Kopf wollte das nicht hinein. Wie könnte sie das schaffen? Wusste ich doch, dass die Oma schwer asthmakrank war.

Nicht selten fiel der Strom aus, und wir mussten uns bei Dunkelheit mit Kerzen behelfen. Opa wusste noch eine andere Lösung. Er entzündete die damals als Beleuchtung für Fahrräder übliche Karbidlampe in der Wohnküche. Die Lampe verbreitete einigermaßen Licht, allerdings nur in eine Richtung. Das alles war trotz der traurigen Ereignisse sehr spannend für mich. Zumal Opa nach einiger Zeit mit einer selbst gefertigten Karbidlampe ankam, deren Brenner auf einem hohen Röhrchen stand und die nun den Raum rundum erhellte.

Tiefflieger hatten mein Freund Friedrich und ich auf dem Schulweg schon erlebt. In Höhe des heutigen KDW (Kaufhaus des Westens), so nennt man den kleinen Tante-Emma-Laden von Franziska Zimmermann liebevoll, erwischten sie uns ohne Vorwarnung auf dem Radweg. Da half kein Fliehen. Instinktiv warfen wir uns auf den Boden und drückten das Gesicht ins Gras. Wir hatten fürchterliche Angst. Wir beteten in unserer Not, was Kinder so beten. Die Tiefflieger schossen nicht auf uns. Ich denke, unsere Schutzengel haben die Piloten erkennen lassen, dass es sich um Kinder handelte. Vielleicht waren ja auch sie Väter. Wie oft sind wir in an dem Schulweg gelegene Häuser beziehungsweise Keller geflohen, wenn uns Fliegeralarm überraschte?

Und dann: Es ist Nachmittag, ein schöner Herbstnachmittag. Die Sirenen heulen Voralarm. Meine Schwester und ich eilen in den Luftschutzkeller und ziehen uns eine auf der Bohlenbank liegende Decke über den Kopf. Wenig später heulen die Sirenen Großalarm. Der tiefe, laute Ton einer bestimmten Sirene, im Volksmund „Bär“ genannt, ging durch Mark und Bein. Oma und Opa kamen ebenfalls in den Keller. Eigenartig: Was in all den Kriegsjahren noch nie geschehen war, Opa sagte: „Wir stellen uns jetzt in die Tür zum Luftschutzkeller. Zwischen den dicken Betonmauern und den zwei Eisenträgern über uns ist es sicherer.“ Opa nahm mich vor sich und legte seine Hände auf meine Schultern, Oma tat das Gleiche bei meiner Schwester. Dann kamen die Bomber. Es mussten viele sein. Das Dröhnen der Flugzeugmotoren wurde lauter und drohender. Wir zogen die Köpfe ein. Oma begann, den Rosenkranz zu beten. Dann so etwas wie ein kurzes Zischen, dem eine heftige Detonation folgte, die das Haus erzittern ließ. Aber es blieb stehen, und der Motorenlärm verlor sich in der Ferne. Bald kam Entwarnung, wir durften nach oben.

Seitlich neben dem gegenüberliegenden kleinen Ziegelsteinhaus war eine Bombe niedergegangen und hatte einen großen



Mit dem 8. Mai war die Bedrohung durch Bomber endlich vorbei. Wie oft haben die Menschen ängstlich zum Himmel hochgeschaut, wo die „Fliegenden Festungen“ mit ihrer todbringenden Fracht unterwegs zu einem neuen Ziel waren?

Trichter hinterlassen. Der Eigentümer, ein alter Mann, und seine Tochter sowie die Nachbarn standen zusammen. Niemand war verletzt, das Haus stand noch, nur einige Scheiben waren zerbrochen und die querstehende, angebaute Scheune zur Hälfte eingestürzt. Die Stimmung: Dieses Mal davongekommen, wie lange noch, wie lange?

Dass eine Bombe circa 20 Meter vor unserem Haus einschlägt, circa drei Meter neben dem Nachbarhaus – Zufall? Der Urbacher Pastor Ernst Schmitz hat damals in der Kirche gesagt, sein Kaplan und er würden bei Fliegerangriffen im Pfarrhaus neben der Kirche im Keller stehen und ununterbrochen in alle vier Himmelsrichtungen segnen. Ob er da gerade in unsere Richtung gesegnet hat?

Als Oma uns abends ins Bett brachte, haben wir auf ihr Geheiß hin dafür gedankt, dass alles glimpflich abgelaufen ist, und – wie jeden Abend – gebetet, dass Papa gesund aus dem Krieg kommen möge. Auch diese Bitte wurde erhört. Gott sei es gedankt, das wir Kinder in der Obhut der Großeltern im Schutz der Familie heil durch die unselige Zeit geleitet wurden.

TONI BERG, Köln

## Besondere Erstkommunion

Zu Kriegsende lebte ich mit meinen Eltern und mit meiner Schwester in der Nähe von Koblenz auf dem Land, in Bendorf-Sayn. Wir waren 1942 dorthin umgezogen wegen der dauernden Angriffe auf Köln, wo meine Eltern seit 1935 lebten. 1936 wurde Köln meine Heimat. Ich erinnere mich ganz genau an den Tag der Kapitulation, den 8.

Mai 1945, denn am 10. Mai, am Himmelfahrtstag, war meine Erstkommunion. Das waren für uns Neunjährige aufregende Tage. Unterricht hatten wir bei einem älteren Dechanten, der uns Kinder, bevor wir in der Kirche unterrichtet wurden, ausreichend auf dem Kirchplatz spielen ließ. Kam Alarm, so wurden die Kinder, die einen weiten Heimweg hatten – so wie auch ich –, im Keller des Pfarrhauses untergebracht.

Die Kommunionkinder bekamen aus den anderen Familien die Festtagskleidung überlassen; man unterstützte sich gegenseitig. Ich hatte die Taufkerze meines Vaters, die am Altar brannte. Die anderen Kinder hatten zum großen Teil keine Kerzen.

Die letzten Kriegstage waren insofern aufregend, als man die Männer, die bis dahin nicht im Krieg gewesen waren, noch einziehen wollte. Mein Vater versteckte sich hinter den Heizungskesseln eines Lazarets, in dessen Keller wir unsere Nächte mit etlichen Nachbarn verbrachten. Mein Vater kam nicht mehr in den Krieg.

Den Kölner Dom lernte ich als Kind kennen, weil meine Eltern oft sonntags dort zur Messe gingen. Ich hatte ihn vor Augen, da mein Großvater, der Künstler war, ihn mit seinen Kriegszeichen in einem großen Bild festgehalten hatte. Dieses Bild hängt in einem der Flure im Erzbischöflichen Haus, da mein Großvater dieses Bild der Kirche von Köln vermacht hat. Kardinal Meisner war so freundlich, meiner Schwester und mir die Gelegenheit zu geben, das Bild noch einmal sehen zu dürfen. Ein Foto dieses Bildes hängt in meinem Zuhause. Möge „das Wunder von Köln“ immer erhalten bleiben! MONIKA STRAUB, Düsseldorf

→ Fortsetzung auf Seite 24

→ Fortsetzung der Kriegserinnerungen von Seite 11

## Apfelsinen und Schokolade

1939 in Köln geboren, durch meinen vorausschauenden Vater schon 1942 aufs Land nach Bendorf-Sayn verzogen, erlebte ich als Kind die letzten Kriegsjahre recht behütet in ländlicher Gegend. Durch einen großen Garten mit vielerlei Gemüse und Obst vermisste ich nichts, wenn sich auf meinem Butterbrot für den Kindergarten Gurken- oder Tomatenscheiben befanden. Natürlich merkten wir Kinder auch, dass alles rationiert war. So aß ich nachts heißhungrig von den Pfannkuchen, die meine Mutter für einen Ausflug gebacken hatte.

Im Keller hatte mein Vater vor dem Regal mit Eingemachtem eine verschiebbare Wand angebracht, sodass ein Fremder nichts von dem Regal bemerkte. Viele Stunden am Tag und auch in der Nacht verbrachten wir mit etlichen Nachbarn in dem großen Heizungskeller des gegenüberliegenden Lazarets. Eine selbst gebaute und innen mit Strohsäcken ausgekleidete Kochkiste wurde zum Warmhalten des Essens während der Bombenangriffe benutzt. Eines Tages kamen wir aus dem Lazarett zurück und entdeckten, dass eine Bombe das Dach unseres kleinen Hauses getroffen hatte. Bewundernd stand ich am Fuß der langen Leiter, als mein handwerklich sehr geschickter Vater das Dach reparierte.

Zwei bei uns für kurze Zeit einquartierte Franzosen, die ihr Essen mit unserem tauschten, spielten uns, meiner Schwester und mir, einige Streiche. So versteckten sie zum Beispiel unsere Wintermäntel, dunkelrot mit weißem Pelzbesatz, die unser Vater aus Bulgarien von einer Geschäftsreise mitgebracht hatte. Sie hatten Spaß, wenn wir Kinder vergeblich suchten.

Einige Lebensmittel erhielten wir von Bauern nahe liegender Dörfer, bei denen mein Vater als Diplom-Ingenieur elektrische Geräte reparierte. Der lange Fußweg dorthin wurde meist mit einem Becher Milch und einem Stück Kuchen von der Bauersfrau belohnt.

Neue Schuhe für die wachsenden Füße der Kinder gab es selten. Oft wurden die Spitzen herausgeschnitten, damit die Zehen Platz hatten. Im Sommer trugen wir Holzklappern, die auf dem Steinboden der Abteikirche viel Lärm machten.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den Tag – leider nicht an das Datum –, als die Amerikaner durch unsere Straße marschierten. Wir Kinder liefen am Rande mit. Ich sah zum ersten Mal Menschen mit dunkler Hautfarbe, die uns anlächelten und uns Apfelsinen und Schokolade zuwarfen.

Trotz aller aufregenden, gefährlichen und beschwerlichen Situationen während der letzten Kriegsjahre war meine Kindheit eine glückliche Zeit. URSULA WURM, Köln

## Schlurfen statt marschieren

Meine Heimatstadt Wülfrath hatte 1945 rund 14 000 Einwohner. Dazu kamen zahlreiche Personen, die in den Großstädten der Umgebung, besonders Duisburg, Mülheim/Ruhr und Oberhausen ausgebombt waren und von der damaligen Obrigkeit durch Beschlagnahme von Wohnräumen bei den einheimischen Familien einquartiert worden waren.

Wülfrath lag im Ruhrkessel, den die amerikanischen und britischen Truppen rechtsrheinisch gebildet hatten. Insofern waren ab März 1945 viele Soldaten der deutschen Wehrmacht hier stationiert. Als neugierige Jungen haben wir uns das soldatische

Treiben höchst interessiert angeschaut. Wir hatten schon seit Monaten schulfrei und damit viel Zeit. Uns war von den Müttern eingeschärft worden, bei Sirenenalarm den Luftschutz-Bunker aufzusuchen und beim Wahrnehmen der Fluggeräusche von Jagdbombern in den nächsten Hauseingang zu flüchten oder uns flach auf den Boden zu legen. Die Piloten schossen auf alle, die sich auf den Straßen oder in der freien Landschaft bewegten.

Mitte April begehrten viele Soldaten Einlass in die Wohnhäuser. Sie berichteten den Frauen (die meisten Männer waren noch im Krieg), der weitere Kampf sei aussichtslos und sie hätten das Recht, sich Zivilkleidung zu beschaffen. Sie baten um entsprechende Kleidung. Falls ihnen geholfen werden konnte, zogen sie sich sofort um, verließen das Haus als Zivilisten und ließen die Uniformen zurück. Die Frauen in der Häuserreihe, in der mein Elternhaus lag, öffneten einen mit Erdreich bedeckten Brunnen im Garten – dieser hatte früher einmal der Wasserversorgung gedient –, warfen die Uniformen und auch die Hitlerbilder, die damals in jedem Haushalt hingen, in den Brunnenschacht, deckten ihn ab und schaufelten Erde darüber.

Am Nachmittag des 16. April war die Hauptstraße, an der unsere Wohnung lag, menschenleer. Wir guckten vom Wohnzimmer aus hinaus. Dann kam aus Richtung Wuppertal ein Jeep mit dem Hoheitszeichen der US-Armee angefahren. Der Beifahrer schwenkte eine weiße Fahne. Auf der Rückbank saß ein Offizier. Der Jeep hielt vor dem Rathaus, das damals auch das Polizeirevier beherbergte. Die Polizisten hatten bereits alle Karabiner zu einer Pyramide aufgestellt, und daneben lagen auf einem Tisch Pistolen. Auf dem Boden waren Panzerfäuste und Handgranaten gestapelt. Der Revierleiter der Polizei übergab augenscheinlich die Stadt an die US-Armee.

Wenig später kamen in langsamer Fahrt US-Panzer aus Richtung Wuppertal gefahren. Auf ihnen saßen amerikanische Soldaten, offensichtlich schussbereit. Auch gingen links und rechts der Panzer Soldaten, ebenfalls mit schussbereiten Waffen. Da die Soldaten den Leuten, die an den Fenstern standen, zuwinkten, wagten wir Kinder uns aus den Häusern und winkten zurück. Die Soldaten warfen uns dann Päckchen mit Schokolade und Kaugummi zu. So wurde Wülfrath ohne Gegenwehr von der US-Armee eingenommen, und die Besatzungszeit begann.

Für mich war dieses Ereignis eine Offenbarung: Die NS-Propaganda hatte auch uns Kindern weisgemacht, nur die zackigen deutschen Soldaten könnten den Krieg gewinnen. Und die Amerikaner hätten zahlreiche Schwarze dabei, die keine kultivierten Menschen seien, sogar Menschenfresser. Und nun zeigte sich, dass deren Soldaten eher schlurften statt marschierten, dabei rauchten oder kauten und offenbar von der Regel „Rücken gerade und Brust raus“ noch nichts gehört hatten. Dazu verschenkten sie Schokolade und Kaugummi, also Kostbarkeiten, die wir bis dahin nicht kannten. Und auch in den Wochen danach luden die Besatzer uns Kinder mehrmals zu Kakao und Gebäck ein, und freundliche Schwarze bedienten uns dabei.

ALFRED LAUSTROER, Wülfrath

→ Fortsetzung auf Seite 48

## Bestattungsunternehmen

Düsseldorf



Bestattungen  
**WILH. VON DER HEYDT**  
seit 1880

Sich beizeiten kümmern.  
Tag und Nacht **02 11/2 29 42 40**

Bei Anfragen an die  
Bestattungsfirmen  
berufen Sie sich bitte  
auf die Anzeigen  
in der Kirchenzeitung

Neuss



**BERTHOLD  
BESTATTUNGEN**

Sich beizeiten kümmern

Jederzeit erreichbar:  
0 21 31/89 86 80  
Rheydter Straße 70 • 41464 Neuss

*Haben Sie ...  
... eine Patientenverfügung?*

→ Fortsetzung der Kriegserinnerungen von Seite 24

## Suche nach „Mohrenköpfen“

Kurz nach dem Krieg stieg meine Mutter mit mir als Sechsjährige über die Schuttberge unterhalb des Doms in Richtung Alter Markt. Da entdeckten wir eine Tafel „Mohrenköpfe“ mit einem Pfeil in Richtung Rhein. Spontan sagte meine Mutter in all der Trostlosigkeit: „Jetzt kaufe ich dir einen Mohrenkopf.“ Wir suchten und suchten, aber nirgendwo gab es Mohrenköpfe. Irgendeiner hatte das Schild wohl gefunden und spaßes halber aufgestellt. Als ich Jahre später einen probierte, war er mir viel zu süß.

CHRISTA ESSER, Hürth

## Rosenkranzgebet im Keller

Wir schreiben das Jahr 1942. Unser Leben wird Tag und Nacht bestimmt durch Fliegeralarme, die mit durchdringendem Sirenengeheul warnen und den Gang in den Luftschutzkeller veranlassen. Es war oft kein Gang mehr, sondern ein Laufen, Rennen und Stolpern, denn der Luftschutzraum war ein nasser Keller auf dem alten Wallgraben unter der Ulrepforte. Im Laufe der Jahre stellten die Eltern in einem der Räume ein Etagenfeldbett für ihre beiden jüngsten Kinder auf. An den Wänden liefen die Wassertropfen herab. Und mit uns saßen in diesem circa 30 Quadratmeter großen, ungelüfteten Raum Menschen aus dem Kartäuserhof, vom Kartäuserwall und der Ulrichgasse, selbstverständlich auch die Nachbarn vom Sachsenring mit Koffern, Taschen und Kleiderpaketen auf dem Arm.

Das alte Gemäuer zitterte bei jeder Bombenexplosion, wie auch die Abschüsse der Flakgeschosse durchdringend hörbar waren und ebenso viel Angst verbreiteten wie die heimtückischen Phosphorbomben mit Zeitzündern. Irgendwer stimmte leise ein Rosenkranzgesätz an – zuerst zaghaft, dann sprachen und beteten fast alle um uns herum mit, bis ein Luftschutzwart, der seinen Gang durch dieses Labyrinth machte, hereinstolzierte, mit den schwarzen Stiefeln einen harten Tritt suggerierte – obwohl er wohl auch um sein Leben bangte –, woraufhin sich eine Totenstille ausbreitete. Alle schauten schweigend in die Runde, und hatte der Wächter den Raum verlassen, war bald wieder ein zaghaftes Beginnen des hilfeschuchenden Gebetes zu hören, dem sich niemand verschließen konnte, sodass gemeinsam wieder lauter gebetet wurde.

Markante Daten habe ich nie aus der Erinnerung verloren. Es war die Nacht des Festes Peter und Paul 1943. Nach der Entwarnung sahen wir, was bitterlich getroffen war. Und mit einem lauten Knall neigte sich der

brennende Turm der Paulskirche und fiel donnernd vornüber zu Boden. Immerhin war dabei kein Mensch zu Schaden gekommen. Sogleich machten sich hilfsbereite Nachbarn daran, aus den brennenden Häusern in der Nachbarschaft, die eigene Gefährdung nicht beachtend, zu retten, was zu retten war. Möbel, Hausrat, Matratzen, Kleider ... einfach alles, was zu fassen und zu tragen war, lag auf der Allee.

Auf den Bänken saßen erschöpfte Menschen, die eine kleine Ruhepause machten, ehe es wieder anzupacken galt. Jeder half jedem, wo es nottat. Und eine 18-Jährige machte sich gegen den Widerspruch aller noch einmal auf den Weg in ihr brennendes Elternhaus. Ein Verehrer hatte ihr gestern zum Geburtstag einen Blumenstrauß geschenkt, und der lag im Waschbecken des Badezimmers in der ersten Etage. Die Blumen wurden gerettet! Aber unser Nachbar, der Vater dieser jungen Dame, war von einem Flaksplitter getroffen worden. Da kniete ich im Souterrain am Boden neben der Trage von Onkel Karl, aus dessen Schläfe das Blut nur noch langsam heraussickerte und der den letzten Atemzug tat.

1944 wurde mein Elternhaus zu einer Insel circa 20 wohnungslos Gewordener aus der Paulstraße, die bei uns wenigstens ein Dach über dem Kopf hatten auf einem Sitzplatz der Treppe zur ersten und zweiten Etage. Und das über viele Tage. Im Augustinerkrankenhaus konnte dieser und jener schließlich untergebracht werden, in der Hoffnung, doch noch besseren Tagen entgegenzusehen.

Eine schlimme Entwicklung machte sich stattdessen breit. Tür und Tor wurden geschlossen: Im Severinkloster brach Fleckfieber aus, das bedeutete, niemand durfte hinein und niemand durfte hinaus. Der alleinstehende ältere Herr von der Severinstraße, der seine Wohnung dort verloren hatte, dann wiederum den Treppensitzplatz in meinem Elternhaus bei der Zerstörung desselben, er wurde das erste Opfer dieser schrecklichen Krankheit.

Unsere Mutter und die sechs Kinder lebten auf engstem Raum inzwischen im Bergischen Land, dazu zwei alte Damen aus der Paulstraße. Man wechselte sich am einzigen Kohlenherd, der auch wenigstens den Küchenraum beheizte, mit dem Kochen schmaler Süppchen ab. Dann wurden alle aufgeschreckt, als am 2. März 1945 Bombergeschwader sich über dem Bergischen sammelten und in For-

mation Richtung Westen flogen, das heißt auf Köln an. Explosionen und Erschütterungen waren hier, 30 Kilometer Luftlinie, zu hören und zu spüren. Vor allem spürten wir die große Sorge um unseren Vater, von dem wir nicht wussten: Lebt er noch? Oder hat der todbringende Flecktyphus ihn erreicht? Überlebt er diesen Angriff, der uns hier draußen in unbekannte Schrecken versetzt?

Das Bild der Verwüstung unserer Stadt sahen meine damals 19-jährige Schwester und ich, 14-jährig, am 14. Mai 1945. Die Häuser und Straßen waren ein Trümmerfeld, durch das wir uns einen Weg mit den Fahrrädern auf den Schultern bahnten. All das konnten wir aber hinnehmen in der großen Freude, unserem Vater, zwar schmal und abgearbeitet, leibhaftig in die Arme fallen zu können. Wir waren nur vom Willen beseelt, ein neues, ein anderes, bis dahin unbekanntes Leben in der Zukunft leben zu können.

Ein Bett im mittlerweile keimfreien Krankenhaus, ein Mittagessen in der Metzgerei des bayrischen Freundes unseres Vaters auf der Severinstraße, die Entschuttung einer ge-

mieteten Wohnung am Ubierring ohne Fenster und ohne Etagentüre im zweiten Stock und die langsame Rückkehr lieber, uns bekannter Menschen waren ein unvorstellbarer Lohn fürs Wasserschleppen vom Hydranten am Severinstor/Chlodwigplatz und fürs Schlangestehen um Wattebrot in der Merowingerstraße. Und die Gewissheit, dass uns keine Sirene mehr aus dem wohlverdienten Schlaf



Der Dom war zwar schwer beschädigt, aber seine Türme zeigten nach wie vor himmelwärts. (Archivfoto: Boecker)

nach täglich harter Aufbauarbeit reißen würde – die Loren um die Kirche St. Severin waren mit Trümmerresten zu füllen, was Vorbedingung für die Zuteilung der Lebensmittelkarte war –, ließ uns vertrauensvoll in die noch anstehenden schwierigen Tage gucken.

Der Dom war zwar schwer beschädigt, aber seine Türme zeigten nach wie vor symbolhaft himmelwärts. Und das taten auch wir Jugendlichen. Uns eröffneten sich bisher unbekanntes, das heißt verbotene und unterdrückte, Möglichkeiten über Schule und Kirchen, die wir gerne und bewusst angenommen haben.

Das alles ist vor 75 Jahren ein Neubeginn gewesen. Wir Alten vergessen es niemals, und die Jungen mögen ihren Alten verzeihen, wenn sie das immer wieder erzählen.

MARIA WACHTER, GEB. DIETLEIN, Köln

→ Fortsetzung auf Seite 53

→ Fortsetzung der Kriegerinnerungen von Seite 49

## Sinnlose Gegenwehr

Es war Montag, der 16. April 1945, als amerikanische Soldaten in Wuppertal-Oberbarmen einmarschierten und den Stadtteil in Besitz nahmen. Wuppertal bot den Soldaten ein Bild des Grauens und der Verwüstung. Denn gut vier Wochen zuvor, am 13. März, hatten 344 Bomber der alliierten Luftstreitkräfte 3600 Spreng- und 140 000 Brandbomben auf den Osten der Stadt abgeworfen. Das Ausmaß der Zerstörungen war beträchtlich. Fast jede dritte Wohnung war „ausgebombt“. Es gab kaum Trinkwasser, keinen Strom und kein Gas. Viele Menschen kamen dabei ums Leben, so auch der Pfarrer unserer Nachbargemeinde. In der Nacht vor der Besetzung waren auch noch durch den Beschuss deutscher Flakgeschütze zahlreiche Häuser zerstört und Menschen getötet worden. Durch diese sinnlose Gegenwehr sollte die Stadt „bis zum letzten Mann“ verteidigt werden.

Als dann die ersten amerikanischen Panzer in unserer Straße auftauchten, gefolgt von den Jeeps und den Infanteristen, war für uns der Krieg vorbei. Trotz Hausdurchsuchungen durch die Soldaten fühlten wir uns „befreit“: Die Tiefflieger- und Bomberangriffe hatten ein Ende. Der Kanonendonner war endlich verstummt. Wir wagten uns allmählich aus den Kellerräumen, in denen wir Tage und Nächte verbracht hatten. Kindliche Neugier trieb uns nach draußen auf die Straße. Ein erster erwartungsvoller Kontakt mit amerikanischen Soldaten war vertrauensvoll. Wir wurden von ihnen mit Schokolade und Apfelsinen beschenkt. Dieser unerwartete „Reichtum“ konnte aber nicht darüber hinwegtäuschen, was uns Zehnjährige als Folgen des Zusammenbruchs noch bevorstehen sollte, nämlich die Bewältigung der katastrophalen Notlage mit unzureichender Lebensmittelversorgung und fehlendem Heizmaterial. Dass der Schulunterricht erst Mitte August 1945 wieder aufgenommen werden konnte, war für uns nebensächlich und hat uns Kinder nicht allzu sehr belastet.

HANS-JOACHIM OSSÉ, Wuppertal

## Trugschluss Heimkehr

Das Kriegsende erlebte ich in einem kleinen Dorf in Thüringen. Dorthin hatte es meine Familie nach der Flucht aus Schlesien verschlagen. Zu der Zeit war ich sechs Jahre alt. Am 8. Mai 1945 erreichte uns die Nachricht vom Kriegsende. Die Erwachsenen freuten sich und meinten: Jetzt können wir bald wieder nach Hause! Leider war das ein Trugschluss.



Blick auf die zerstörte Kirche St. Johann Baptist in Wuppertal-Oberbarmen von der Berliner Straße aus.

Nach der Potsdamer Konferenz im Juli 1945 kam Schlesien zu Polen. Mein Elternhaus, unseren Gutshof, der seit 250 Jahren im Familienbesitz war, habe ich erst 1974 auf einer Reise in die alte Heimat wiedergesehen!

CHRISTIANE HANTSCH, Erfstadt

## Bockwurst zum Domjubiläum

Es war der 8. März 1945. Mein jüngerer Bruder hatte seinen zweiten Geburtstag. Wir waren im Splittergraben, den mein Opa im Garten ausgehoben und mit „Schänzchen“ (gebündeltem Holzreisig) abgedeckt hatte. In dieser schmalen Grube saßen wir – meine Großeltern, meine Mutter mit ihren drei Jungen, meine Tante und deren Freundin – auf Holzklötzen mit aufgenagelten Brettchen und wollten den angekündigten Bombenangriff lebend überstehen. Unser Keller bot keinen ausreichenden Schutz, da mein Elternhaus im Hang steht und der Keller nur an der Straßenseite unter der Erde liegt. Ich hörte ganz in der Nähe einen Bombeneinschlag. Unser Haus blieb verschont. Dann folgten massive Einschläge im 600 Meter entfernten Ortskern von Hennef-Geistingen. Als die Bomber ihre tödliche Last abgeworfen hatten und das Motorengeräusch verstummt war, konnten wir aus dem Splittergraben wieder an die sonnige und warme Märzluft. Mein erster Blick ging Richtung Osten zum Dorf – die Stoßdorfer Straße war linksseitig noch unbebaut –, und ich schaute in den offenen Glockenturm unserer Pfarrkirche. Die Kirche und nahe stehende Gebäude waren schwer getroffen. Der Angriff hatte Menschenleben gekostet.

Da ich im Juli 1945 schon sechs wurde, weiß ich noch, wie ich mich darüber geär-

gert habe, wenn ich in diesem Frühling immer dann, wenn es draußen schön warm und sonnig war, wegen eines Fliegeralarms vom Spielen hereingerufen wurde. Als Kinder sammelten wir die von den Flugzeugen zur Ablenkung des Radars herabgeworfenen Metallstreifen. Ich kann mich auch an das aufheulende Motorengeräusch von Stukas (Sturzkampffliegern) erinnern, die Züge auf der hinter unserem Haus verlaufenden Bahnstrecke Köln–Siegen beschossen. Einmal sah ich, wie aus dem angegriffenen und stehenden Zug die Reisenden unter die Waggonen flüchteten.

Nach dem 8. März zogen meine Großeltern und meine Mutter mit uns drei Jungen ins Sauerland. Dort habe ich eine schöne Zeit auf dem Bauernhof erlebt. Meine Großeltern hielten es übrigens bis zu unserer Rückkehr im Frühjahr 1946 in der Ferne nicht aus, sondern marschierten nach Kriegsende mit ihren Habseligkeiten die Strecke von 220 Kilometern nach Hause. Sie waren glücklich, wieder in ihr unversehrtes gebliebenes Haus einzuziehen zu können, obwohl es mit ausgebombten Bürgern belegt war.

1948 durfte ich mit meinem Vater das 700-jährige Domjubiläum miterleben, was mir bis heute unvergesslich geblieben ist. Ich sah auf der Hinreise aus dem Zug die Öffnungen in den Domtürmen und meinte, es seien alles Beschusslöcher. Mein Vater kaufte mir nach der Feier auf dem Weg zum Bahnhof eine Bockwurst. Wann gab es schon mal so etwas Feines? Über dieses Erlebnis habe ich auf der alten Schreibmaschine meines Vaters auf grünem Papier einen Bericht getippt, den ich jahrelang aufbewahrte. Leider ist er nach meinem Wegzug aus dem Elternhaus verloren gegangen.

HELMUT KLEIN, Hennef (Sieg)



# Von Hamsterfahrten und einer unzerstörten Brücke

Fortsetzung Ihrer Erinnerungen an das Kriegsende

## Care-Pakete aus Amerika und ein Nordsee-Urlaub

Ich bin 82 Jahre alt und kann mich noch an vieles aus der Kriegs- und Nachkriegszeit in Köln-Dünnwald erinnern. Im Jahr 1943 wurde unser Vater von den Nazis nach Valkenburg ins nahe Holland beordert, um die Bestände einer beschlagnahmten Jesuiten-Bibliothek zu sichten und zu katalogisieren. Das war im Krieg ein sehr ungewöhnlicher Job, für einen Mann aber, der auch in seinem Arbeitszimmer zu Hause von über tausend Büchern umgeben war, genau der richtige. In den Sommerferien durfte die Familie, Mutter und vier Kinder, ihn besuchen. Wir wohnten in einer Pension. Die liebenswerte holländische Pensionswirtin nannten wir wegen ihres feuerroten Haars „Frau Rostig“.

Als nun meinen Eltern von der deutschen Militärverwaltung erlaubt wurde, für zwei oder drei Tage einige Städte der Umgebung zu besuchen, durften meine beiden älteren Brüder mit. Ich war mit sechs Jahren angeblich noch zu klein, erst recht unsere noch jüngere Schwester. Frau „Rostig“ versprach hoch und heilig, auf uns zwei Kleine aufzupassen. Ich weinte bitterlich. Als unser Vater plötzlich eine alte violette Pastorenkappe, die er in der Bibliothek gefunden hatte, hervorzauberte, begann sich mein Leid zu verflüchtigen. Ein neues Spielzeug war ja da! Und als Mutter dann noch versprach, wenn der Krieg vorüber sei, werde sie mit mir, nur mit mir, eine Reise unternehmen, ja, da war meine Kinderwelt wieder in Ordnung! Nur, wann würde das sein? – Wenn ich mich heute, 76 Jahre später, in die Situation unserer Mutter versetze, denke ich: Wie sollte die Ärmste es anstellen, eine Reise mit einem sechs- oder siebenjährigen Kind kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zu unternehmen, als fast ganz Deutschland in Trümmern lag und nur wenige, völlig überfüllte Züge verkehrten?

Die Zeit in Holland ging vorüber. Wir kehrten zurück ins heimliche Dünnwald, das bislang von nennenswerten Bombardements verschont geblieben war und Gott sei Dank auch blieb. Auf unserem Dielenschrank stand seit Jahren eine schön verzierte, rote Kerze, von der Mutter, selbst wenn wieder einmal der Strom ausfiel, sagte: „Die zünden wir erst an, wenn wieder Frieden herrscht. Es ist unsere Friedenskerze.“ Im Mai 1945 zündeten wir sie an. Wir hatten alle den Krieg überstanden. Vater war als Volkssturmmann allerdings im Siebengebirge verwundet worden, gefangen genommen und in ein amerikanisches Lager bei Char-

tres in Frankreich gebracht worden. Nachdem der Nuntius des Vatikans bei der amerikanischen Lagerverwaltung auf die Einhaltung der Genfer Konvention bezüglich der Behandlung von Kriegsgefangenen gedrungen hatte, besserte sich deren Verpflegung schlagartig. Wir in Köln hatten unter Hunger zu leiden. Vater aber kam 1946 wohlgenährt nach Hause. Der vatikanische Nuntius in Frankreich übrigens wurde später der von mir sehr verehrte Papst Johannes XXIII.

Da wir durch Beziehungen meiner Eltern zu einem amerikanischen Studienfreund aus der Vorkriegszeit ab 1946 alle vier Wochen ein Care-Paket bekamen, konnte Mutter auf sogenannten Hamsterfahrten bei Bauern Bohnenkaffee und Zigaretten gegen Eier, Speck und Kartoffeln eintauschen. Diese Hamsterfahrten führten sie und andere Frauen manchmal bis Hessen und Bayern, einmal sogar in die sowjetisch besetzte Zone. Auch Weihnachtsgeschenke für uns vier Kinder brachte sie manchmal mit, für mich 1947 ein Akkordeon, das ich sogleich zu spielen lernte.

Schon im Sommer 1947 fuhr sie mit mir, nur mit mir, an die Nordsee! Es war eine Sensation, als der Lehrer der zweiten Volksschulklasse, Herr Braun, uns Kinder fragte, was wir denn in den großen Ferien tun würden. Die meisten fuhren nirgendwohin. Ich sagte stolz: „Ich fahre mit meiner Mutter an die Nordsee.“ Das erregte kaum weniger Erstaunen, als wenn heute jemand sagen würde: „Ich fahre zu den Indios ins Quellgebiet des Amazonas.“

Mit der alten Straßenbahn der Linie S fuhren wir bis Köln-Höhenhaus. Dort stiegen wir die steile Böschung hinab zur Autobahn und hielten die selten vorbeifahrenden Autos an. Am Abend kamen wir bei Verwandten im völlig zerbombten Hannover unter, wo Mutter und ich eine Gemäldeausstellung besuchten. Hier wurde mein erster Berufswunsch geboren: Maler, nicht Anstreicher! Am dritten Tag kehrten wir bei Bekannten von Nachbarn im ebenso ausgebombten Hamburg ein. Von dort ging es per Schiff nach Cuxhaven und für drei Tage auf die Insel Wangerooge. So viel Sand hatte ich noch nie gesehen! Wie konnte ich da spielen und Burgen bauen! Den Rückweg durchs Oldenburger Land nutzten wir zum Hamstern und konnten so den Daheimgebliebenen noch Wurst, Speck, Eier und anderes Nützliche mitbringen. DR. RAINER HOLLERBACH, Köln

## Den Kaplan gerettet

Mit Schrecken erinnere ich mich an die Bombenabwürfe und das Artilleriefeuer über Porz. Meine Familie, der Vater war im Krieg, wohnte in der Friedrichstraße. Fielen Bomben, flüchtete ich mit meiner Mutter in den Luftschutzbunker des zerstörten Tonröhrenwerks Winecke & Co. In der Nacht belauschte ich ein Gespräch zwischen Pionieren, dass sie die Brücke am Porzer Bahnhof scharf gemacht hätten. Sie sollte in der Nacht vom 12. auf den 13. April 1945 gesprengt werden.

In dieser Nacht machte ich mich um zwei Uhr auf, obwohl ich verwundet aus einem Kriegseinsatz in der Slowakei als 16-Jähriger nach Hause gekommen war, und drang im Dunkeln durchs Gestrüpp zu den Gleisanlagen. Dort entdeckte ich tatsächlich zahlreiche Zündschnüre, die für die Sprengung vorbereitet worden waren. Ich nahm mir scharfkantige Schottersteine



Heinz Söntgerath.  
(Foto: RUM)

zur Hand und zerschlug damit die Zündschnüre. Von meinem Versteck aus beobachtete ich die Pioniere, wie sie Zündmaschine in Gang setzten, um die Brücke in die Luft zu sprengen. – Nichts tat sich. Die verdutzten Gesichter der Soldaten sehe ich noch heute vor mir. Dann sah ich, dass die Soldaten versuchten, sich in Häusern Zivilkleider zu beschaffen, um dann unerkannt das Weite zu suchen. Vorher hatte ich erfahren, dass die Amerikaner am nächsten Tag von Porz nach Urbach vorstoßen sollten. So blieb die Brücke ganz, und die Amerikaner konnten unbehelligt nach Urbach einmarschieren.

Nicht auszudenken, was passiert wäre, denn die Sprengung sollte erfolgen, wenn die Amerikaner die Brücke passieren. Der damalige Kaplan Flasche (Vorname unbekannt) hatte den Amerikanern gesagt, sie könnten einmarschieren, es wären keine Soldaten mehr in Urbach. Ich bin mir sicher, dass ich mit meiner Aktion Kaplan Flasche, dem ich sehr zugetan war, das Leben gerettet habe. Wären die Amis noch auf deutsche Soldaten getroffen, wäre der Kaplan der Lüge bezichtigt und wäre erschossen worden.

HEINZ SÖNTGERATH (92), Porz-Grenge

## Einschüsse am Bildstock

Meine Erlebnisse zum Kriegsende als gerade Neunjähriger in einem 1200-Seelen-Dorf in der Eifel: Mit meinem jüngeren Bruder „zelebrierten“ wir bei unseren Cousins und Cousinen in der Dorfmitte aus Anlass des Festes der Heiligen Drei Könige am 6. Januar 1945 eine „heilige Messe“. Mit Handtüchern über den Schultern waren wir Priester und Messdiener und imitierten das für uns noch unverständliche lateinische Murren der Zelebranten am Altar.

Plötzlich wurde unser Dorf ohne Vorwarnung von einem Verband alliierter Flugzeuge angegriffen und mit einem Bombentepich belegt. Das ohrenbetäubende Krachen begleitete ein immenser Luftdruck, der Tür und Fenster eindrückte und uns zu Boden warf. Ich schnappte mir meinen Bruder, und zusammen rannten wir zur Krypta der nahen Kirche, in die wir uns bei Fliegeralarm schon öfter geflüchtet hatten. Dabei mussten wir an einem Mann vorbei, der blutüberströmt auf der Straße lag und seinen Kopf unkontrolliert hin und her bewegte. Im Kopf steckte eine Schieferplatte, die bis hinunter zwischen die Augen eingedrungen war. Trotz meiner Eile nahm ich jedes Detail dieses armen Menschen wahr, dem niemand mehr helfen konnte.

Als wir in der Krypta waren und unsere Mutter schreiend nach ihren Kindern angeharrt kam, lief ihr der Pastor mit der Nachricht entgegen, dass wir in Sicherheit seien. Am nächsten Tag flüchtete meine Mutter mit uns beiden Kindern und Notgepäck aus dem Dorf, weil sie weitere Angriffe befürchtete. Zusammen mit ihrer Schwester sowie deren beiden Kindern und Schwiegereltern zogen wir in den Winterwald, dort brachen wir ein Jagdhaus auf, das wir besetzten. Es war so eng in dem Holzhaus, dass wir zu dritt in einem Bett schlafen mussten. Licht lieferte eine Petroleumlampe und Wasser eine nahe Quelle.

Täglich mussten abwechselnd zwei Personen aus der Großfamilie im Jagdhaus ins Dorf, um in den nur wenige Stunden offenen Läden Grundnahrungsmittel zu kaufen. Auch mein gleichaltriger Cousin und ich wurden dabei eingesetzt. Unterwegs waren freie, durch Flugzeuge leicht einsehbare, schneebedeckte Flächen im Laufschrift zu durchqueren. Mit einzelnen Jagdflugzeugen („Jabos“) musste ständig gerechnet werden. Bei klarem Wetter kamen sie garantiert. Deutsche Abfangjäger brauchten sie nicht zu fürchten, denn die deutsche Luftwaffe lag zu jener Zeit schon im wahrsten Sinne des Wortes am Boden. Einmal machte ein „Jabo“ Jagd auf meine Mutter, die sich auf dem Rückweg aus dem Dorf ins Jagdhaus gerade auf einer Freifläche befand und beim Herannahen des Flugzeugs den schützenden Wald nicht mehr rechtzeitig erreich-



Überlebt! Der Krieg ist aus. Diese zwei Männer ergeben sich am 6. März 1945 in Köln den amerikanischen Truppen. Möglicherweise handelt es sich um „Fremdarbeiter“, die zur Arbeit gezwungen wurden. (Foto: Archiv Boecker)

# Von Leben und Tod

Eine Auswahl weiterer, zum Teil gekürzter Erinnerungen unserer Leserinnen und Leser an das Kriegsende vor 75 Jahren

te. Als der „Jabo“ seinen ersten Angriff auf meine Mutter flog, konnte sie sich gerade noch hinter einen steingemauerten Bildstock am Wegesrand werfen und so den Kugeln aus der Bordkanone entgehen. Weiteren von wechselnden Seiten ausgeführten Angriffen wich sie durch Umkreisen des Bildstocks aus, bis der Pilot abdrehte – vermutlich, weil der Treibstoff sonst nicht zurück zu seiner Basis gereicht hätte. Die Einschüsse an dem Bildstock geben noch heute, Jahrzehnte später, Zeugnis von der völkerrechtswidrigen Menschenjagd.

Im März 1945 gaben die Soldaten der Wehrmacht im Westen, nach der zunächst erfolgreichen Ardennenoffensive, ihren Widerstand auf und zogen sich sporadisch kämpfend in Richtung Rhein zurück. Nur etwa 500 Meter Luftlinie entfernt von unserer Hütte verlief die Verbindungsstraße vom Rhein über den Nürburgring und weiter zu den Westgrenzen des Reiches. Sie war in den 1930er-Jahren aus strategischen Gründen gebaut worden und diente dem Angriffskrieg Deutschlands gegen die westlichen Nach-

barn. Auf dieser Straße und durch die angrenzenden Wälder bewegten sich Verfolgte und Verfolger nunmehr in die Gegenrichtung hin zur Brücke von Remagen.

Als ich Gefechtslärm hörte, schlich ich in der Absicht an den Waldrand, „den Krieg“ zu beobachten. Plötzlich hörte ich in der Nähe Kugeln pfeifen und Granaten explodieren. Ein Granatsplitter brach pfeifend durch das Geäst einer Fichte, hinter deren Stamm ich in Deckung lag; er drang nur wenige Meter neben mir in den Boden. Mein Bedarf an „Beobachten des Krieges“ war gedeckt. Flugs rannte ich in die Jagdhütte zurück. Am nächsten Tag waren wir „hinter der Front“. Wir packten unsere Sachen und kehrten ins Dorf zurück. Dort sah ich zum ersten Mal Schwarze. Sie ignorierten das Fraternisierungsverbot und versorgten uns Kinder, solange sie im Ort lagen, mit Schokolade, Zigaretten und Corned Beef.

Am Tag nach unserer Rückkehr aus dem Wald war ich auf dem Weg zu meinem gleichaltrigen Freund im Nachbarhaus. Als ich in seine Hofeinfahrt bog, kam er mir lich-

terloh brennend entgegelaufen. Ich rief seinen Namen, aber er rannte mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen wortlos an mir vorbei und die Straße entlang, wo ihn ein amerikanischer Soldat abging und versuchte, die Flammen mit seinen bloßen Händen zu löschen. Das gelang, aber erst nach längerer Zeit. Was war passiert? Mein Freund hatte im Hof ein kleines Fläschchen mit gelber Flüssigkeit gefunden. In der Annahme, es handle sich um Speiseöl – damals ein wertvolles Gut –, brachte er es seiner Mutter. Die war misstrauisch und wies ihr Kind an, es wegzuworfen. Als es im Hof auf dem Boden zersprang, explodierte es, und der Inhalt ergoss sich über meinen Freund und setzte ihn in Brand. Es handelte sich um Phosphor, das sich tief ins Fleisch einbrannte. Die Verbrennungen meines Freundes waren so gravierend, dass er nach wenigen Tagen qualvoll starb. Er muss grauenhaft entsetzt gewesen sein, denn ich durfte ihn nicht mehr sehen. Sein Tod bedeutete für mich einen großen Verlust. Bis auf die wenigen Monate, die ich in der Jagdhütte verbracht hatte, waren wir von frühester Kindheit an, so weit zurück ich mich erinnern kann, zusammen und unzertrennlich gewesen. Er war ein weiteres unschuldig Opfer dieses unseligen Krieges geworden. EGON GROS, Sankt Augustin

## Schlafen im Wäschekorb

Ich wurde wenige Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 20. Januar 1940 geboren. Aufgewachsen bin ich in Köln-Ehrenfeld, das jedoch bald von heftigen Bombenangriffen heimgesucht wurde. Wie meine Mutter mir später erzählt hat, bin ich im Wäschekorb groß geworden, da es nachts immer wieder nötig war, schnell im Luftschutzraum unseres Mietshauses Schutz zu suchen. Sie hat mich dann schlafend im Korb dorthin gebracht, während meine zweieinhalb Jahre ältere Schwester – geweckt und angezogen – allein die Stufen hinuntergehen musste.

Zum Schutz vor den Kölner Bombenangriffen flüchtete meine Mutter mit meiner Schwester im Oktober 1944 nach Nordhausen in Thüringen zu unseren Verwandten. Ich war wegen einer schweren Diphtherie damals auf der Insel Nonnenwerth, wo das Kloster als Krankenstation für Kinder mit infektiösen Krankheiten eingerichtet worden war, und wurde im Dezember nachgeholt. Doch ab Februar 1945 haben uns die Bombenangriffe an unserem Evakuierungsort eingeholt. Die meisten Menschen flüchteten jedes Mal bei Alarm in einen nahe gelegenen Luftschutzraum, der in einem Bergstollen lag. Doch meine Mutter wollte nicht in so eine Menschenansammlung, und so blieben wir im ungesicherten Keller des Wohn-

hauses. Als jedoch am 3. April 1945 ein besonders heftiger Luftangriff war und unser Haus merklich bebte, hatten wir Kinder große Angst und haben geschrien. Zum Glück haben die Bombenabwürfe an diesem Tag ihr Ziel verfehlt.

Der nächste Tag wurde noch schlimmer. In panischer Angst nahmen meine Schwester und ich unsere Puppen und wollten mit den vielen Menschen zum Luftschutzbunker laufen. Es war höchste Zeit, denn wir sahen schon die Bomben vom Himmel fallen. Da konnte meine Mutter nicht anders, als mitzugehen. Auf engstem Raum haben wir im Schutzraum zusammengehockt. Plötzlich hatte eine Bombe das Ende des Bergstollens getroffen. Eine dicke Staubwolke zog durch den schmalen Raum, und die Menschen an dem getroffenen Ende drückten weiter zu uns hin. Es war eine Öffnung entstanden.

Nach Stunden der Angst wurde es draußen ruhiger. Der Angriff war offenbar vorbei. Doch als die Männer die schwere Panzertür öffnen wollten, war diese so verzogen, dass sie es nicht schafften. Alles Mühen nutzte nichts, die Tür ließ sich nicht öffnen. Darum versuchte man, durch das Loch, das die Bombe gerissen hatte, mit einer vorhandenen Leiter herauszuklettern. Doch plötzlich wurde von außen die schwere Tür aufgerissen, und eine angsterfüllte Stimme schrie: „Käthe, bist du hier?“ Es war mein Vater, der den Bombenangriff auf seiner Dienststelle der Reichsbahn weiter außerhalb erlebt hatte und sobald wie möglich zu unserer Wohnung geeilt war. Die lag allerdings in Trümmern. Da er wusste, dass meine Mutter nie in den Bunker wollte, war seine Hoffnung gering, uns dort zu finden, und er war überglücklich, dass wir diesmal tatsächlich den Schutzraum aufgesucht hatten. Als wir ans Tageslicht kamen, war unser Entsetzen groß; soweit wir sehen konnten, stand nur noch ein einziges Haus. Alles war von Trümmern überdeckt.

Mein Vater wusste von einem Haus außerhalb des verwüsteten Innenstadtgebiets, in dem polnische Zwangsarbeiter untergebracht waren, die mit ihm zusammen bei der Bahn arbeiten mussten, und dass dort noch Platz war. Durch die staubgeschwängerte, trockene Luft machten wir uns auf einen langen Weg dahin. Unterwegs, schon außerhalb der verwüsteten Innenstadt, fragten meine Eltern bei einem Bauern an, ob er für uns Kinder ein Glas Wasser hätte. Da jedoch kein sauberes Trinkwasser aus den Leitungen kam, brachte dieser uns dankenswerterweise je einen Becher Milch.

In diesem Haus für Zwangsarbeiter kamen wir tatsächlich unter. Zwar wurde ich jede Nacht von Wanzen gestochen, aber wir hatten ein Dach über dem Kopf. Mein Vater organisierte das Nötigste, was wir brauchten. Doch unser Aufenthalt war nicht von Dauer. Kurz nachdem am 8. Mai endlich das

Kriegsende verkündet war, kam mein Vater aufgeregt von der Arbeit und erklärte uns: „Wir müssen weg von hier. Die Russen werden in wenigen Tagen hier sein.“ Er meldete sich von seiner Arbeitsstelle ab mit der Zusage, sich gleich in Köln wieder bei der Bahndirektion zu melden.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Tage wir unterwegs waren. Immer wieder stoppte der Zug, und wir mussten alle zur Entlausung. Jedes Mal holte mein Vater als Angestellter der Reichsbahn bei den örtlichen Kollegen Erkundigungen ein und brachte meist etwas Essbares mit. Es kam aber auch vor, dass plötzlich der Zug, der nie nach Plan fuhr, abfuhr und mein Vater noch nicht da war. Immer hat er aber zumindest den letzten Wagen noch erwischt und fand wieder zu uns. Je näher wir Köln kamen, umso intensiver haben meine Schwester und ich zur Erheiterung der Mitfahrenden das von meiner Mutter gelernte Lied gesungen: „Ich möch zo Foß no Kölle jon.“ Endlich war es so weit: Wir konnten den Dom sehen. In Köln-Deutz war Endstation, denn die Hohenzollernbrücke war als letzte existierende Kölner Brücke kurz zuvor von deutschen Pionieren gesprengt worden. Über eine Notbrücke konnten wir auf die völlig zerstörte andere Rheinseite, wo auf Sichtweite nur der Dom noch aufrecht stand. Von da aus sind wir zu Fuß an mancherlei Trümmerhaufen und Ruinen vorbei weiter nach Köln-Ehrenfeld gegangen. Wie glücklich waren wir, dass unser Zuhause noch stand.

DR. INGE FLOCK, Bergisch Gladbach

## Das rettende Bettuch

Meine Mutter, mein kleiner Bruder (sechs Monate alt) und ich (gerade sechs Jahre alt geworden) waren aus dem zerstörten Düsseldorf in einem kleinen Dorf im Paderborner Land, das bisher vom Krieg verschont geblieben war, bei entfernten Verwandten untergekommen. Anfang Mai 1945 (das genaue Datum weiß ich leider nicht) ging meine Mutter mit meinem kleinen Bruder im Kinderwagen über die Dorfstraße, als der Bürgermeister aus dem Haus gerannt kam und schrie: „Die Amerikaner kommen, ich brauche eine weiße Fahne, wir müssen uns ergeben.“ Ohne lange zu fragen, riss er das Bettuch aus dem Kinderwagen, um es dann am Bürgermeisteramt aufzuhängen. Kurz darauf rollten die amerikanischen Panzer durchs Dorf mit schwarzen Soldaten, die zuerst angsteinflößend, aber lächelnd zu uns Kindern herabschauten und Schokolade, Apfelsinen und Kaugummis verteilten. So rettete ein Kinderbettuch uns und dieses kleine Dorf.

RENATE VON PRONZINSKI, Düsseldorf

# Auf der Flucht nach Westen

## Fortsetzung Ihrer Erinnerungen an den Krieg und das Kriegsende

Meine Familie lebte von 1943 bis 1945 – aus Berlin evakuiert – in der Nähe von Prenzlau auf einem Gut in der Uckermark bei der Cousine meiner Mutter. Viel zu spät haben sich die Gutsbesitzerin und meine Mutter – mit einer 16-jährigen Tochter und mir, dem elfjährigen Sohn – zur Flucht nach Westen entschlossen, nämlich erst am 24. März. Ein Teil des Hausstands wurde auf einen Leiterwagen verfrachtet, der von zwei Pferden gezogen wurde; sogar ein Schrank war dabei, auf dem ich nachts schlief. Auch mein Großvater mütterlicherseits wurde eingeladen mitzufahren, und so fuhr der Treck los.

Aber die Landstraßen waren verstopft durch all die vielen Trecks, die nach Westen wollten. Wir sind bis kurz vor Pritzwalk gekommen, vom nordöstlichen Zipfel des heutigen Landes Brandenburg bis zum nordwestlichen Zipfel. Es waren ziemlich genau 132 Kilometer. Auf freier Strecke, wo wir immer wieder halten mussten, überholten uns die russischen Geländewagen, die einfach übers Feld fuhren. Wie alle anderen wurden wir angehalten, die Pferde wurden ausgespannt, die Soldaten kamen auf den Leiterwagen zu und verlangten immer wieder: „Uri, uri!“ Zuerst nahmen sie dem Opa die goldene Taschenuhr ab, dann allen anderen die Armbanduhren.

An ein Weiterkommen war nicht zu denken. Also stiegen wir mit dem Notwendigsten

in einem Handkoffer vom Leiterwagen und glaubten uns in einem nahe gelegenen Waldstück für die Nacht einigermaßen sicher. Weit gefehlt. Während wir in der Nähe eines Holzstoßes etwas Ruhe zu finden hofften, konnte ich meine Mutter gerade noch davon abhalten, unsere Familiendokumente, die Heirats- und Geburtsurkunden, in den Holzstoß zu stecken. Wir hätten ihn nie wiedergefunden, und er hätte auch bei den nachrückenden russischen Soldaten kein Interesse gefunden.

### Meine Mutter betete ununterbrochen

Aber die vielen jungen Frauen haben es gefunden. Immer wieder kam einer vorbei und sagte. „Frau, komm!“ Als elfjähriger un- aufgeklärter Junge wusste ich nicht, was das bedeutete. Aber meine Mutter wusste es, und ich habe es noch im Ohr, wie sie ununterbrochen betete: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“ Immer wieder. Wenn ein Soldat meine Schwester am Arm fasste, wehrte meine Mutter mit heftigen Worten ab: „Krank, krank!“ Sie hatte ihr eine schwarze, grob gehäkelte Mütze aufgesetzt, und die von Durst und Staub aufgesprungenen Lippen mögen ein Übriges getan haben. Jeden-

falls ist sie verschont geblieben. Neben uns lag eine Familie mit drei noch jüngeren Töchtern. Man wagt es kaum zu sagen: Sie wurden mehrmals herausgeholt, sodass sich die eine sogar die Pulsadern aufschneiden wollte. Man darf diese Dinge nicht verschweigen, sie gehören zum Gesamtbild des Kriegsendes.

Am nächsten Morgen konnten wir den Opa bei freundlichen Leuten in einem wenige Kilometer entfernten Dorf unterbringen, von wo er viel später nach Berlin zurückkehrte. Wir selbst nahmen zu dritt den 132 Kilometer langen Fußmarsch nach Prenzlau auf. Das Gut der Verwandten war von Soldaten und früheren „Gastarbeitern“ geplündert worden, so suchten wir in einem Nachbarort bei einer Familie Zuflucht, deren Töchtern meine Schwester Nachhilfe gegeben hatte. Dort holte uns mein Bruder nach wenigen Wochen ab. Er war mit 15 Jahren noch zum Volkssturm eingezogen worden, hatte sich aber einen Finger an einer Munitionskiste gebrochen, durfte deswegen zurückkehren und hatte sich vom Gut aus zu uns durchgefragt.

So kamen wir mit einem der ersten Züge von Eberswalde nach Berlin, und dort begann schon im Mai 1945 wieder die Schule. Unsere Wohnung war gottlob nicht zerbombt, aber wir mussten sie mit zwei anderen Parteien teilen. Doch das Leben hatte uns wieder. HEINZ-JÜRGEN VOGELS

## „Wenn man sich mit der Erde gleichmacht, trifft die Bombe einen nicht“

Ich bin 81 Jahre alt, also Vorkriegskind. Meine Mutti sorgte immer dafür, dass ich noch genügend Obst zu essen bekam, zwischen Mai und September 1939. Dann begann der

Krieg. Ich sehe Bilder, wo Mama, Oma und Opa mit mir spazieren gehen. Ich bin schick, ich habe ein weißes Fellkrägelchen an. „Hat Papa aus Frankreich mitgebracht.“ Frank-

reich? Ja, da war er die erste Zeit Soldat. Später gibt es Bilder mit dem kleinen Brüderchen.

Oma und Opa wohnten im Nachbardorf, und dort „fuhren“ wir sonntäglich hin. Das konnte ich auch allein. Mein Bruder (dreieinhalb) und ich (fünf Jahre alt) gingen aus dem Kindergarten nicht nach Hause, sondern zur Oma. Kein

Problem, ich wusste doch den Weg, aber wer informierte Mama? Telefon gab es damals noch nicht – jedenfalls nicht bei uns. Aber es muss wohl gutgegangen sein.

Meine Mama ist schön, sie trägt Hut, und sie hat ihre Haare kunstvoll um ihren Kopf gelegt, oft hat sie auch ein feines Tuch an. Mich zieht sie auch schön an. Oma und Tante handarbeiten schöne Dinge. Ich will damit erzählen, dass ich eigentlich erst spät begreife, dass das Leben doch nicht so leicht und fröhlich ist und satt macht. Eine Bombe fällt in unsere Küche, als wir – wie immer, wenn die Sirenen gehen – im Keller Unterschlupf finden, und zwar mit allen Hausbewohnern. Jeder hatte einen Stuhl für sein Eigentum zur Verfügung. So lernt man Ordnung!

Ich weiß auch, wie man sich auf die Erde wirft, „flach“ macht, damit man nicht gesehen wird, und wenn man sich mit der Erde gleichmacht, trifft die Bombe einen nicht. Ich habe es gelernt ... Sonst warfen wir uns in tiefe Kuhlen, die schon von der Bombe ausgehoben worden waren. WALTRAUD WEISS



Die Kirche St. Stephanus in Bürriig.

(Foto: Privat)

# „Wir wurden als Rucksackdeutsche verspottet“

Fortsetzung Ihrer Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und das Kriegsende

Am 15. April 1945 starb unser Vater. Am 9. Mai, wir saßen beim Abendbrot, kamen zwei russische Soldaten angestürmt und sagten: „Der Krieg ist zu Ende, und jetzt haben wir Durst.“ Meine Schwester und ich sollten ihnen zu trinken holen. Mutter sprang auf: „Nein!“ Unser Ukrainer Stefan, der seit 1939 bei uns arbeitete, verwickelte die Soldaten in ein Gespräch. Mutter holte eine Kanne Milch und gab ihnen zu trinken. Unser Ukrainer hat uns vor Vergewaltigung beschützt. Die Russen zogen wieder ab und nahmen die Gefangenen mit, wollten sie nach Hause bringen. Sie kamen aber nie zu Hause an.

Eines Tages kam „einer“ mit zehn Menschen auf unseren Bauernhof. Er sagte: „Ich bin hier Kommissar. Sie verlassen sofort das Haus, es darf nichts mitgenommen werden.“ Mutter, meine Schwester und ich zogen ins Altenteil. Wir konnten nicht mehr zu Hause schlafen. Arbeiten gingen wir zu meiner Tante, damit wir auch etwas zu essen bekamen. Aber jeden Tag kam der Kommissar kontrollieren. Bis eines Tages meine Mutter sagte: „Herr Kommissar, kommen sie bitte tagsüber, denn wir können keine Nacht schlafen.“ Da hat er unsere Mutter so geschlagen, dass sie zusammenbrach und ohnmächtig wurde. Ich konnte durch diesen Schock etliche Tage nicht sprechen.

Es vergingen ein paar Tage, und es kam ein Lastwagen, lud meine Mutter, Schwester und mich auf und fuhr uns in ein Sägewerk. Da mussten wir arbeiten. Mut-

ter musste morgens waschen und kochen und bis abends 19 Uhr im Sägewerk arbeiten. Das ging so bis September 1946. Dann wurden wir zur letzten Etappe der Aussiedlung gebracht – in Viehwaggons gestopft mit Kranken und Alten. An der Grenze nach Deutschland gab es eine Tasse schwarzen Kaffee. Die Fahrt ging nach Marburg in Hessen ins Lager. Von dort hat uns mein Bruder nach einigen Wochen abgeholt und uns nach Söven bei Hennef zu einem Bauern geholt. Wir mussten arbeiten, sonst bekamen wir nichts zu essen. Wir konnten es nicht verdenken, denn dort war vom Krieg alles kaputt. Das Haus meiner Schwägerin war total kaputt, es stand nur noch die

Waschküche. Der Schwager meines Bruders hat ein paar Baracken aufgebaut, so dass sie ein Dach über den Kopf hatten.

Ich hatte keinen Schulabschluss, konnte aber nicht weiter zur Schule gehen, denn ich hatte kein Geld, um Bücher zu bezahlen. Vom Staat gab es nichts, im Gegenteil: Wir wurden als Rucksackdeutsche verspottet. Und meine Mutter musste sich sagen lassen – trotz amtlich beglaubigter Papiere: Wenn wir das glauben sollen, wäre das „kleine Sudetenland größer wie ganz Deutschland“. Wie oft hat meine Mutter geweint, denn unsere Eltern hatten geschuftet und konnten uns Kindern nicht eine Mark geben. ANNA REINARTZ GEB. SCHNEEWEIS



Dieses Foto ist unmittelbar nach Kriegsende entstanden. Es zeigt Fremd-/Zwangsarbeiter, die darauf warten, nach der Befreiung zurück in ihre Heimat zu können. (Foto: Archiv Boecker)

## Für die Genesung des Schweins gebetet

Mit Mutter und Großmutter erlebte ich damals das Kriegsende. Mein Onkel Jakob, Bruder meiner Mutter, musste nach einem kurzen Heimaturlaub zurück an die Ostfront. Beim Verlassen des Hauses machte Großmutter, die Hände mit Weihwasser benetzt, ein Kreuzzeichen auf seiner Stirn. Leider blieb er vermisst. Bis zu ihrem Tod hielt Großmutter es bei, abends vor ihrer Bettruhe ein wenig Weihwasser in Richtung Osten zu spritzen.

Wir lebten in einem kleinen Ort, der damals um die 300 Einwohner hatte. Die Familie wurde von einem Bruder meiner Großmutter, der eine kleine Landwirtschaft betrieb, so gut es ging unterstützt. Deshalb hielten wir ein Schwein, das von Küchenabfällen lebte. Kurz vor dem Einrücken der Amerikaner suchten wir wie die übrigen Einwohner einen Bunker auf. Das Schwein erhielt völlige Freiheit und musste sich in den angren-

zenden Gärten und Feldern selbst versorgen. Welch großes Glück: Es konnte Tage später eingefangen und in den Stall zurückgebracht werden. Monate später stand die Schlachtung an. Aber das Tier hatte eine Rotlaufkrankung und konnte dem Metzger nicht übergeben werden. Meine Mutter und ich gingen mehrmals in die Kirche eines Nachbarorts, um für seine Gesundung zu beten. Als kleiner Junge empfand ich diese „Bittprozessionen“ oft als mühsam. Nichts wünschte ich mir mehr, als dass unsere Gebete erhört würden. Und tatsächlich: Das Schwein wurde weitestgehend gesund, nur einige Innereien konnten nicht verwendet werden. War ich froh, denn ich dachte, die für mich als kleinen Knirps doch schon anstrengenden Prozessionen hätten ein Ende. Denkste! „Katharina“, sagte meine Großmutter zu meiner Mutter, „jetzt ist das Schwein wieder gesund. Geh

mit Konrad nochmals zur Kirche und bedanke dich für die Hilfe Gottes!“

Ich wurde noch im letzten Kriegsjahr eingeschult. Unser Lehrer war, wie wahrscheinlich viele seiner Berufskollegen in der damaligen Zeit, verpflichtet, seine „Verbundenheit“ mit dem verbrecherischen Regime kundzutun. So beteten wir: „Händchen falten, Köpfchen senken, schön an Adolf Hitler denken.“ Danach folgte dann ein „normales“ Gebet. Zu Hause erzählte ich das meinen Eltern. Die hatten größte Angst, dass ich in der Schule gegen diese Floskel aufbegehrte. Also bekam ich den Rat, nur die Lippen zu bewegen und so zu tun „als ob“. Später habe ich deswegen oft mit meiner Mutter gesprochen. Sie sagte: „Ich hatte Sorgen um dich und Angst, dass du in eine Erziehungsanstalt geschickt würdest, die sich dem Nationalsozialismus verschrieben hatte.“ KONRAD RÜDELSTEIN

# Als die Amerikaner ins Siebengebirge vordrangen

## Fortsetzung Ihrer Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und das Kriegsende

Johannes Hinse hat uns einen Bericht seines verstorbenen Bruders Heinz zugesandt, den dieser zum 70. Jahrestag des Kriegsendes geschrieben hatte. Darin schildert er seine Erinnerungen an die letzten Kriegstage in Ittenbach.

In den letzten Kriegstagen lebten wir vor allem im Keller, phasenweise mit 65 Personen, darunter 21 Kinder. Meine Mutter nannte diese Tage später immer den „Beschuss“, die Zeit, in der Ittenbach von der anderen Rheinseite her beschossen wurde – zum Glück ohne Treffer in unserem Haus und der Nachbarschaft. Nach dem Rheinübergang über die Brücke von Remagen am 7. März 1945 drangen die Amerikaner ins Siebengebirge vor und erlitten dabei schwere Verluste. Wie aussichtslos aber der Kampf der Deutschen war, bekamen wir in unserem Keller mit. In der Waschküche war ein Gefechtsstand der Wehrmacht untergebracht. Meine Mutter hörte, wie immer wieder kleine Gruppen von Fallschirmjägern zur Löwenburg geschickt wurden. Kaum einer kam vom Kampfeinsatz zurück. Im Ohr habe ich heute noch, wie im Keller immer wieder der Rosen-

kranz gebetet wurde und „Hilf, Maria, es ist Zeit, hilf, Mutter der Barmherzigkeit!“.

Am Abend des 13. oder 14. März räumte der zuständige Offizier den Gefechtsstand in unserer Waschküche. Meiner Mutter hatte er erzählt, er habe bisher alle seine verlassenen Gefechtsstände anschließend zerstört. Er drohte ihr, bei uns werde er es auch so halten. Meine Mutter, die an die vielen Frauen und Kinder in unserem Keller dachte, rief ihm wütend nach: „Der Teufel soll Sie holen!“ – Er entgegnete: „Der holt mich doch! Auf Wiedersehen, Frau Hinse.“ Später erfuhren wir, er habe aus dem Keller des Ittenbacher Pfarrhauses noch Kommandos gegeben, auf unser Haus zu schießen.

Der 15. März 1945 brachte nach langer Regenzeit Sonnenschein. Immer wieder hörten wir einzelne Gewehrschüsse auf unser Haus. Fünf deutsche Soldaten suchten in unserem Keller Zuflucht. Gegen ein Uhr am Mittag kam ein kleiner Trupp amerikanischer Soldaten in unseren Hof. Die fünf deutschen Soldaten traten ihnen mit erhobenen Händen entgegen und riefen laut: „Wir ergeben uns!“ Die Amerikaner nahmen die Deutschen mit, zerschlugen aber vorher noch ihre Gewehre. Nach einiger Zeit kam ein neuer, größerer Trupp von Amerikanern, die offen-

sichtlich von der Gefangennahme der Deutschen nichts wussten. Als sie am Kellereingang die fünf Stahlhelme sahen, befahlen sie allen, die im Keller waren, herauszukommen. Ich selbst war ganz hinten im Keller und fand meine Schuhe nicht. Voller Angst versteckte ich mich hinter einem Schrank und betete um mein Leben, als ein Amerikaner mit Taschenlampe und vorgehaltener Pistole hereinkam. Er hat mich aber nicht gesehen. Die ausgestandene Angst muss mir so auf den Magen geschlagen sein, dass ich tagelang Durchfall hatte und von den guten Sachen, die uns die Amerikaner gaben, nichts essen konnte.

In den nächsten Tagen habe ich nur noch Erinnerungen an die amerikanischen Panzer, die in unserem unteren und mittleren Hof standen. Gerade wir Kinder wurden von den Panzersoldaten reich beschenkt. Und die Frauen waren glücklich über einen ganzen Weckessel mit Bohnenkaffee. Meine Mutter hat gerade in der Zeit des „Beschusses“ Großartiges geleistet, vielen Menschen Mut gemacht und ihren rheinischen Humor bewahrt. Wir haben mit unserer Familie allen Grund, Gott dankbar zu sein, aber auch mitzufühlen mit all den vielen Familien, die den Krieg nicht überlebt haben oder ihre Heimat verloren haben.

HEINZ HINSE, 2015

## „Die Häuser brannten lichterloh“

Meine Eltern und ich wohnen im Agnesviertel in Köln. Wir hatten schon einige „kleinere“ Luftangriffe im Luftschutzraum unseres Wohnhauses hinter uns gebracht. Der Angriff in der Nacht von Peter und Paul, vom 28. auf den 29. Juni 1943, war so furchtbar, dass man ihn nicht vergessen kann. Das Pfeifen der Bomben, die Detonationen, das Häuserbeben versetzten uns in furchtbare Todesangst. Brandgeruch lag über der Stadt, als ich durch Trümmer den Weg zu meiner Firma antrat, die auf der Hohe Straße Räume bezogen hatte. Auch hier war wieder alles zerstört. Auf den Straßen konnte ich Pferde sehen, die zu Tode gekommen waren. In der Landsbergstraße sah ich, wie man eine verkohlte Leiche in eine Badewanne legte. Bekannte am Perlengraben hatten ihre Wohnung verloren.

Es dauerte nicht lange, da stand uns ein neuer furchtbarer Angriff bevor. Wir konnten nicht länger in unserem Haus bleiben, das keine Betondecken besaß und nur einen erbärmlichen Schutz bot. In der Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1943 begaben meine Eltern und ich uns in das Kellergewölbe der Hansa-Brauerei.

Der Keller war so tief gelagert, dass wir von dem schweren Luftangriff nichts mitbekamen. Nach der Entwarnung erwartete uns ein Bild der Zerstörung und des Schreckens. Die Häuser der Krefelder Straße brannten lichterloh. Meine Mutter hatte feuchte Waschlappen eingesteckt. Wir hielten sie uns vors Gesicht, als wir durch die brennende Straße liefen. Auf einem kleinen Stück Erde ließen meine Eltern mich mit dem Gepäck (Urkunden, Papiere, Fotos) stehen, um nach unserer Wohnung zu schauen. Hier stand ich einsam und verlassen in großer Not. Nach einer längeren Zeit begab ich mich in die brennende Straße hinein. Ein Soldat führte mich zu unserer Wohnung, wo ich meine Eltern wiederfand, die Sachen heraustrugen und auf die Straße stellten. Wir hatten unsere Wohnung verloren.

Noch zweimal sollten wir unsere Wohnung verlieren: am 20. April 1944 auf „Führers Geburtstag“ und im August 1944, als wir am Abend nach dem Alarm in großer Eile und Not in den Schutzraum liefen. Die Schirmchen der Aufklärungsflugzeuge, „Christbäume“ genannt, standen schon über uns am Himmel,

als wir in letzter Sekunde den Schutzraum erreichten. Die schwere Eisentür erbebt, als die Sprengbomben in nächster Nähe herunterkamen. Weitere schwere Angriffe kamen immer wieder; dazu kamen noch die Tagesangriffe, die ich in der Buchhaltung meiner Firma erlebte. Meine Mutter und ich fuhren meist abends mit dem Zug ins Bergische zu Verwandten, um dem Schlimmsten zu entgehen.

Die Ankunft der Amerikaner haben wir im Oberbergischen Kreis in Runderoth erlebt. Das kleine Haus unserer Verwandten stand in einer Kurve der Hauptstraße. Als das Dröhnen der Artillerie Ende März 1945 immer näher zu hören war, wussten wir, dass die Front näher kam. Am 11. April 1945 rollten deutsche Panzerwagen an unserem Haus vorbei. In den frühen Morgenstunden kamen die Amerikaner angefahren. Sie untersuchten das Haus vom Keller bis zum Speicher. Mein Onkel stellte ihnen eingemachte Birnen hin, aber sie wollten „Strawberries“ – Erdbeeren. Sie haben nichts mitgenommen, und wir haben sie als Befreier angesehen. Es war der 12. April 1945.

GERTRUD TÜRK, GEB. FREISCHLADER

# „Maria hat ihre schützende Hand über uns gehalten“

## Fortsetzung Ihrer Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und das Kriegsende

Als die Ursulinenschwestern von Hersel im Jahr 1942 die Heimann'sche Villa auf dem Silberberg auf Druck der Nazis räumen mussten, fragten sie unsere Eltern, ob sie bereit wären, Schulmaterial in unserem Haus aufzubewahren. So lagerten bei uns jahrelang aufrollbare Erdkunde-, Geschichts- und Biologiekarten auf dem Speicher. Ein großes Bild der „Mutter von der Immerwährenden Hilfe“ jedoch wurde im Wohnzimmer aufgehängt. Vor dieser Ikone haben wir allabendlich gebetet, bis zum Tod unserer Großmutter 1944 gemeinsam mit ihr und unserer Mutter. Wir Kinder, meine ältere Schwester und ich, konnten daher schon im Alter von vier und drei Jahren die Mariengebete „Jungfrau, Mutter Gottes mein“ und „Hilf, Maria, es ist Zeit“ auswendig. Sie sind prägend geworden für unser Leben.

Ab Herbst 1944 wurde es mit den Luftangriffen der Engländer und Amerikaner immer schlimmer. Wir waren im Haus oder im Kartoffelkeller, der unter der Scheune lag, nicht mehr sicher genug. Darum grub unser Onkel Paul, der Bruder unseres im Januar 1944 in Italien gefallenen Vaters, neben der Remise einen Bunker in die Erde. Bei Fliegeralarm rannte unsere Tante Hedwig mit uns beiden Großen als Erste in den Bunker. Meist trugen wir dann ein Köfferchen mit einem Paar Schuhe, die damals so wertvoll und wichtig waren, in der Hand. Unsere Mutter holte unsere kleine Schwester, im September



Ein solches Bild der „Immerwährenden Hilfe“ hing bei Gertrud Flosbachs Familie im Wohnzimmer. (Foto: KB)

1944 geboren, und schleppte sie in Decken verpackt in den Bunker. Onkel Paul versorgte oft noch die Kühe im Stall, bevor er uns folgte. Wir saßen dann zusammengekauert auf dem einzigen Brett, das als Bank diente, und beteten laut bei Kerzenlicht.

In einer Nacht im Frühjahr 1945 tobten die Flieger besonders heftig über unserem Hof. Der Lärm und unsere Angst waren schrecklich. Unsere kleine Schwester schrie die ganze Nacht. Wir hörten die Einschläge

der Granaten. Am Morgen kroch unser Onkel als Erster aus dem Bunker. Auf der Weide hinter unserem Versteck klaffte ein Krater in der Erde, ebenso zwei vor dem Haus in der Wiese. Doch am schlimmsten hatte es das Haus getroffen. Eine Granate war neben der Haustür durch die Wand eingeschlagen, hatte eine Drehung von 90 Grad gemacht und war durch die Wohnzimmerwand gedrungen. Das Bild der „Immerwährenden Hilfe“ war total zerfetzt worden. Aber die Granate hatte sich nochmals im Winkel von 90 Grad gedreht und war in der Wand stecken geblieben, die den Wohnbereich vom Pferdestall trennte. Wäre unser alter Max getroffen worden, wäre es mit unserer Existenz zu Ende gewesen. Denn ein Pferd für einen Bauernhof war damals nicht zu bekommen.

Die Rettung in dieser Bombennacht erschien uns wie ein Wunder. Für uns war es gewiss, dass Maria ihre schützende Hand über uns, das Pferd und das Vieh im Stall gehalten hatte. Noch heute sind wir davon überzeugt, dass das Bild der „Immerwährenden Hilfe“ die Granate abgelenkt und auf sich gezogen hat. Der Muttergottes sind wir bis heute für ihren Schutz dankbar und freuen uns immer, wenn wir in einer Kirche die Ikone entdecken. Nach dem frühen Tod unserer Mutter 1962 wurde unsere Bindung an Maria nochmals fester, weil sie uns dann insbesondere Mutter, Helferin und Beschützerin sein musste.

GERTRUD FLOSBACH, Wipperfürth

## In Straßengräben und Trümmerkellern geschlafen

### Erinnerungen an die Flucht: In 14 Tagen und Nächten ging es 150 Kilometer Richtung Westen

Aus eigenem Erleben weiß ich, was Flucht und Flüchten bedeuten. Ich bin Jahrgang 1933, in Berlin geboren und aufgewachsen als Älteste von fünf Geschwistern. Als die Bombennächte immer stärker wurden und mein Vater als Facharbeiter zum Kasernenbau eingezogen wurde, wurde unsere Mutter mit uns fünf Kindern 1943 in ein Dorf im Osten, Kreis Schwerin an der Warthe, evakuiert.

Das Landleben tat uns Kindern gut, wir erlebten eine heile Welt. Meine Schwester ging dort zur Erstkommunion, und mein Bruder wurde eingeschult. Ich besuchte die vierklassige Volksschule. Vom Krieg bekamen wir kaum etwas mit, bis zum Januar 1945. Die Front rückte näher, und als die Russen über die zugefrorene Warthe und Neiße bis Berlin vorrückten, waren zwölf Millionen Menschen auf der Flucht Richtung Westen. Auch unsere Mutter – mit fünf

jugen Kindern zwischen zwei und elf Jahren – musste unser Dorf verlassen.

Auf einen kleinen Handwagen packte sie etwas Bettzeug, Anziehsachen und Lebensmittel, obendrauf den Zweijährigen, der noch nicht gut laufen konnte. Meine Schwester und ich sollten unsere Puppenwagen vollpacken mit Kindersachen und etwas zu essen. So zogen wir auf Landstraßen und Feldwegen Richtung Berlin. Wir waren 14 Tage und Nächte für 150 Kilometer unterwegs und hofften, unsere Wohnung in Reinickendorf nicht zerbombt vorzufinden. Ich habe diese Flucht zwischen Leben und Tod, Hunger und Entkräftung, zwischen Russen und flüchtenden Soldaten, zwischen Tieffliegern und Schützenpanzern, mit vielen Toten und Verwundeten am Straßenrand noch gut in Erinnerung. Ich weiß, dass wir in Straßengräben und Trümmerkellern geschlafen ha-

ben, und wenn ein Russe sich meiner Mutter näherte und sagte „Frau, komm mit“, dann sagte sie: „Kinder, schreit so laut ihr könnt!“ Und der Russe ließ sie in Ruhe.

Einmal gab es einen Kampf zwischen ihr und einer Russin, die ihr das kleine Köfferchen mit Papieren, Fotos und persönlichen Andenken wegnehmen wollte. Leider konnte sie das Köfferchen nicht retten, denn die Russin verletzte sie mit ihren schweren Stiefeln so sehr, dass sie kaum noch laufen konnte. Sie bekam Fieber, und nur mit letzter Kraft und vielen Gebeten ging es langsam weiter. Ihr Glaube und ihre fünf Kinder gaben ihr Kraft.

Ich könnte noch vieles erzählen, woran ich mich erinnere, darf aber sagen, dass wir mit Gottes Hilfe alle am Leben blieben und im total zerstörten Berlin in unserer Wohnung in Reinickendorf ankamen.

ELLI LEWANDOWITZ, Köln